

MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT

MÄRZ 2007

Nr. 46



Der Lenz ist da !

SCHNEE DER ERST IM MÄRZ WEHT

BLUMEN UND VÖGEL IM FRÜHLING

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:

FRÜHLINGSMÄRCHEN • GESCHICHTEN UND BILDER AUS MASSEN



Inhalt

- 3 Esel Balduin:
- 4 Das Haus des Siedeinspektors
- 6 Eine Leseempfehlung
- 7 **Geschichten und Bilder aus Massen**
- 9 Brot und Rosen
- 10 Narzissen und die Tulipan
- 12 Von Schalotten und Küchenzwiebeln
- 13 **Schnee der erst im März weht**
- 14 Schlagende Wetter
- 15 Wärme spendendes Schmuckstück
- 16 **Frühlingsmärchen**
- 17 Unterwegs
- 18 Banaue
- 20 Bombensicher im Mittelmeer
- 22 Aufschwung der Trinkgelder
- 23 (Un) Wahrheiten
- 24 Hirsche im hohen Norden
- 26 Sie hatte einen Traum
- 27 Wie entsteht ein Herbst- Blatt
- 28 Was heißt eigentlich V.i.S.d.P.?

Impressum

- Herausgeber: Stadt Unna,
Seniorenbeauftragte
Hertingerstraße 12
59423 unna
Tel.: 02303/256903
- Internet: www.unna.de/herbstblatt/
Bearbeitung: Jochen Werner
e-mail: herbstblattredaktion@gmx.de
- Redaktion: Benigna Blaß
Brigitte Paschedag
Christian Modrok
Gisela Lehmann
Heinz Naß
Ingrid Faust
Klaus Busse
Klaus Pfauter
Rudolf Geitz
V.i.S.d.P. Brigitte Paschedag
- Zeichnungen: Klaus Pfauter
Gestaltung: Heinz Naß
Rudolf Geitz
- Druck: Druckerei Stadt Unna
- Auflage: 3000

Liebe Freunde des HB,

ob Sie sich schon einmal gefragt haben, wie so eigentlich dieses Magazin ohne Werbung auskommt?

Die Antwort ist, wie kann es anders sein, wenn es um Werbung geht, einfach. Wissen Sie, welches Wort die Werbung am meisten benutzt? Es ist das Wort EINFACH! Zahlen Sie einfach, nehmen Sie einfach, einfach jetzt zugreifen, einfach unsere Telefonnummer wählen....



Lesen Sie einfach! Da haben wir es! Werbung ist etwas für einfache Leute. Also für solche, die ihre Hirnzellen, falls vorhanden, nicht gerne überstrapazieren. Nicht so das Herbst-Blatt, das häufig zum Nachdenken anregen möchte.

Das hat die Werbung erkannt, deshalb bleibt sie uns vom Halse.

Ganz einfach.

Ihr Klaus Pfauter

Das nächste MAGAZIN FÜR UNNA HERBST-BLATT
mit der Nr. 47 erscheint im Juni,
und wie immer für unsere Leser
kostenfrei!

Also sprach der Esel :

„Bei diesen Eintrittspreisen - wenig Zuschauer“



Vor ein paar Wochen gastierte ein russischer Eiszirkus in der Eissporthalle in Unna. Mein Freund und Treiber beeilte sich mit dem Erwerb einer Eintrittskarte im Vorverkauf, um am Tage der Vorstellung nicht vor geschlossener Kasse zu stehen. Er schien sich sehr darauf zu freuen, denn er blieb öfter mal vor den Anschlagtafeln mit den Plakaten stehen.

Es kam der Tag der Vorstellung. Mein Freund zog sich warm an, klemmte sich ein Sitzkissen unter den Arm und ging zur Halle. Als er später zurückkam, sah ich ihm an, dass irgend etwas nicht in Ordnung war. Er schilderte mit Begeisterung die Leistungen der Gruppe. Vieles, was wir in Zirkus oder Fernsehen gesehen haben, wurde hier

in einem höheren Schwierigkeitsgrad live gezeigt. Die Künstler hatten nämlich bei allen dargestellten Nummern Schlittschuhe an den Füßen, sei es am Kletterseil, sei es am Trapez, auf Stelzen, am russischen Barren, am Einrad, Fahrrad oder Motorrad. Dazu müssen die Artisten vielseitiger sein als bei einem traditionellen Zirkus.

Sie begeisterten das Publikum. Nach dieser kurzen Reportage wurde das Gesicht meines Freundes ernst. Ich wollte wissen, was da aber schief gelaufen wäre. Da sagte er, dass die Zuschauerplätze nicht einmal zur Hälfte belegt waren. Ist das nicht peinlich für den Veranstalter? Es gibt doch nichts Schlimmeres für einen Künstler, als vor einem leeren Zuschauerraum auftreten zu müssen.

Hat es an den Eintrittspreisen gelegen, die für Familien nicht gerade günstig waren? Oder an den Temperaturen? Oder hat sich der Geschmack der Gesellschaft schon so verändert, dass man an live dargestellter Kunst nur noch wenig Interesse findet? Dagegen man aber manche durchgeknallten Typen, die zum Playback grölen, hochjubelt? Da konnte ich meinen Freund auch nicht mehr trösten. Bei diesen Preisen gibt es halt wenig Zuschauer!

Herzlichst.... Ihr Balduin

Das Haus des Siedeinspektors

Eine Bauruine in neuem Glanz

- von Rudolf Geitz -



Im November des vergangenen Jahres konnte wieder ein kleines Stück der Königsborner Salinengeschichte gerettet werden. Die Unnaer Kreis- Bau- und Siedlungsgesellschaft, als neuer Eigentümer präsentierte zu Recht voller Stolz die gelungene Renovierung eines Hauses, in dem einst der Siedeinspektor der Saline wohnte. Über Jahre hinweg war das Haus am Eingang zum Kurpark dem Verfall preisgegeben. Auch vorausgegangene Rettungsversuche scheiterten und konnten den unerfreulichen Anblick nicht mildern.

Zusammen mit dem schon im Jahre 2002 renovierten „Alten Amtshaus“, ist das Haus des Siedeinspektors ein Gewinn für Königsborn und den Park.

Schaut man zurück auf den Ursprung dieser, um 1816 gebauten, benachbarten Häuser sagen uns die alten Lagepläne, dass es sich um nüchterne Betriebsgebäude der Sa-

line Königsborn handelt. Sie standen damals am Kopf des alten, u-förmig angelegten Kokturhofes der Saline. Hier brannten Tag und Nacht unter den Siedepfannen die Feuer zur Salzgewinnung. Daher auch die Nähe der Inspektorenwohnung zu den Anlagen, ebenso wie das Amtshaus, dessen Uhr, verbunden mit der Schichtglocke im Turm, den zeitlichen Ablauf des Siedebetriebs regelte. Als Architekt der im schlichten, soliden preußischen Baustil erstellten Häuser vermutet man den damaligen, 1765 in Unna geborenen, Johann Bertram Rollmann, Direktor des Salzamtes zu Königsborn. Die damaligen Betriebsstätten sind heute leider alle verschwunden und überbaut. Die letzten Mauern, Kamine und Gradierwerke fielen in den Jahren nach dem Kriegsende 1945. Auch von den Bauwerken die dem späteren Kurbetrieb dienten, haben nur ganz wenige Ausnahmen die

Zeiten überstanden. Badehaus, Kurhotel, Quisisana, Schule der Saline, Dornstein-Grotten oder das Café im Kaffeewaldchen sind nur noch auf alten Fotografien überliefert. Mit dem Verfall und dem Abriss der 1799 gebauten „Feuermaschine“, der ersten dampfgetriebenen Pumpanlage in Preußens Westprovinzen, ging für Königsborn ein bedeutendes Denkmal früher Technik verloren. Bis 1932, 133 Jahre lang, ist dieses Wunderwerk damaliger Technik gelaufen. Nur noch wenige Teile davon sind im Bochumer Bergwerksmuseum ausgestellt. Die wenigen noch vorhandenen Restgebäude aus der Zeit der Salinen und Bäder gehen in der heutigen Bebauung unter. So zum Beispiel die 1780 erstellte Wohnhausreihe der Salinenarbeiter, die Gademen am Zimmerplatz, ducken sich hinter den modernen Neubauten des Lebenszentrums. Das Ursprungs Haus dieser neuen Klinik, die Barmer Ferienkolonie, ist vom neueren Umfeld fest eingeklemmt. Das auf der gegenüberliegenden Straßenseite in unsere Zeit hinüber gerettete Wahrzeichen der Saline, die ehemalige Windkunst über dem Friedrichsborn, mit dem dazugehörigen Wärterhäuschen, hat den nötigen Freiraum behalten können. An die Zeit der im Park flanierenden Kurgäste erinnern außer dem alten Baumbestand noch das Rundtempelchen, der Monopteros, allerdings ohne den zugehörigen Zierteich, die Büste Friedrich Grillos, der den Ausbau des damaligen Bades veranlasste, und auf einem großen Findling, die Porträtplatte des Generaldirektors der Königsborn AG, Reinhardt Effertz. Auch ein erster Tennisplatz stand schon damals zur Verfügung. Und, nicht zu vergessen, der massive Sitzblock, der die damaligen jungen Damen zu einer Mutprobe animieren sollte. Ob dieser

Verlobungsstein heute noch genutzt wird, wage ich zu bezweifeln. Das auf der Sitzfläche angesiedelte Moos signalisiert eher völliges Desinteresse der Twens. Doch damals machte auch noch eine andere Version des Textes die Runde:

„Setzt sich ein Ehemann, nachts, dass ihn niemand sehen kann, hier auf diesen Stein, ein Stündchen bloß, im Jahr ist er den Drachen los.“



Mit der nun gelungenen Renovierung des Inspektoren-Hauses konnte erfreulicherweise ein weiteres kleines Stück Salinengeschichte erhalten werden. *

Eine Leseempfehlung

- von Ingrid Faust -



Velma Wallis:

Zwei alte Frauen

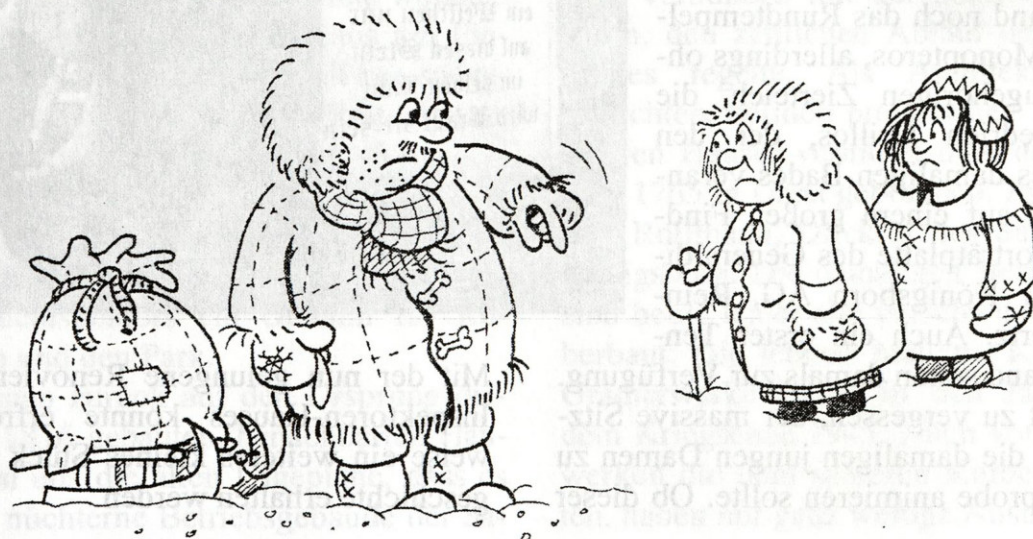
Eine Legende von Verrat und Tapferkeit

In dem Buch der aus Alaska stammenden Autorin Velma Wallis lesen wir vom Nomadenstamm der Athabasken in Alaska.

In einem besonders harten Winter reicht das Essen nicht für alle. So verkündet der Häuptling eines Tages zwei alten Frauen, die sich oft beschwerten, sie würden bei der Versorgung vernachlässigt, man müsse sie beim Weiterziehen zurücklassen.

Nach einem arbeitsreichen Leben legen die

beiden Alten nur zu gerne die Hände in den Schoß und lassen die Jüngeren für sich arbeiten. Geschockt, den sicheren Kälte- und Hungertod vor Augen, beschließen die beiden Alten, sich nicht kampflos ihrem Schicksal zu ergeben. „Wenn wir denn sterben müssen, so lass uns handelnd sterben.“ Sie besinnen sich auf ihre alten Fähigkeiten und Jagdkenntnisse, bauen Kaninchenfallen und erlegen Eichhörnchen. Aus den Fellen fertigen sie Decken, Fausthandschuhe und geflochtene Pelzhüte. Erstaunt stellen sie fest, dass sie gar nicht so hilflos sind, wie sie glaubten. So überleben die beiden Frauen nicht nur, sie können sogar noch Vorräte anlegen. Auch der nächste Winter ist sehr hart, und wieder leidet ihr Volk große Not. Jetzt können sie denen, die sie dem Verhungern preisgegeben hatten, helfen. Ganz allmählich finden der Stamm und die zwei Frauen wieder zueinander. Das Volk hatte sich selbst für stark gehalten, doch es war schwach. Die zwei Alten, die als die Schwächsten und Hilflosesten erschienen waren, erweisen sich als stark. Von da an ließ die Gruppe nie wieder irgendeines ihrer alten Mitglieder im Stich, das Volk ehrte seine Alten, indem es auf das hörte, was sie zu sagen hatten. *





Geschichten und Bilder aus Massen

- von Gisela Lehmann -

Jörg Nies, Landwirt und Imker am Massener Hellweg, präsentiert eine Chronik für Massen. Die Idee dazu kam ihm während er im letzten Winter ein Bündel alter Massener Postkarten und Bilder mit Neugier betrachtete. Wunderschön die alten Bilder. An den langen Abenden saß man zusammen, bestaunte und kommentierte, was längst vergangen ist. Besonders Vater Fritz Nies kamen die Erinnerungen. Es hatte ihn eiskalt erwischt. Er hatte so viel gesehen und erlebt, was manchem verborgen blieb. Es ist schade, wenn alte Fotos einfach so in den Schubladen verschwinden. Eigentlich sind sie für uns wertvoll, begegnen wir doch hier unseren Wurzeln, war man sich einig. „Wir machen damit eine Ausstellung in der Scheune“, war zunächst der spontane Entschluss von Jörg Nies im Februar 2006. „Vergangenes interessiert doch viele.“ Gemeinsam suchten sie nach alten Zeitdokumenten, eine ganze Menge kam da zusammen. Jeder konnte etwas dazu betragen. Sogar eine alte Rech-

nung aus dem Jahr 1931 ist gefunden. Dort, wo der Landwirt Kartoffeln, Äpfel und Bienenhonig verkauft, fand sich auch Platz für 100 aussagekräftige Bilder und Berichte. Von der Familie zusammengetragen, dokumentierten auf Stellwänden Exponate, die aus Familienalben, von Freunden, Nachbarn und ehemaligen Massener Lehrern stammen, die Zeitgeschichte Massens.

Die Kunden waren von dem ungewöhnlichen Angebot begeistert. Einige Besucher konnten mit weiteren Bildern und Geschichten dazu beitragen, dass das Material zu einer lebendigen Heimatgeschichte wachsen konnte. Besonders aber wurde eine Broschüre zum Mitnehmen vermisst. „Es gibt doch so Vieles und Interessantes zu erzählen,“ drängten sie ihn zum Weitermachen. Jörg Nies war überrascht, mit so viel Resonanz hatte er nicht gerechnet. Warum eigentlich nicht? Und er recherchierte weiter. Museum, Stadtarchiv, alte Zeitungen, Heimatbücher, Broschüren,



Hellweg



Kath. Kirche

Massen bei Unna

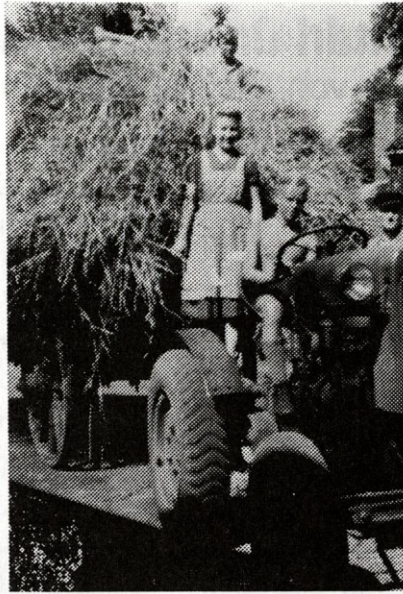


Ev. Betsaal



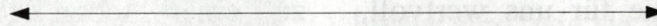
Gemeindehaus

nichts war vor ihm sicher. Auch das Herbstblatt Nr. 21 mit dem Artikel über die St. Marien Kirche diente als Vorlage. So trug er in liebevoller Kleinarbeit zusammen, was jetzt der Leser in zehn Kapiteln auf 60 Seiten erfährt. In Wort und Bild wird Wissenswertes über das einstige Bauerndorf mit seinen Mühlen, dem alten Ortskern, dem Bergbau, über seine Menschen und darüber, was Massen einst zu dem gemacht hat,



was es heute ist, sachlich – und auch mal humorvoll erzählt. Auch über die Geschichte der Verwaltung sowie über lokale Redensarten und Sagen wird berichtet. Kurz, wie die Seele des Ortes gewachsen ist.

Das vorliegende Buch, erhältlich beim Autor Jörg Nies, Massener Hellweg 8, ist eine gelungene Mischung aus Bildern, Berichten, Sachinformation und viel Heimatliebe. *





30 JAHRE FÄSSCHEN

Vom 18.06 bis 22.06 2007 feiert der
Seniorentreff Fässchen 30-jähriges Bestehen.

Um in der Feierwoche auch etwas über die Historie
des Seniorentreffs erzählen zu können, werden
Menschen gesucht, die in den 30 Jahren - ob ehren- oder anderamtlich - mit der
etablierten Einrichtung im Herzen Unnas verbunden waren.

Am Freitag, dem 22.06
werden darüber hinaus verdiente Ehrenamtliche gewürdigt.

Sollten Sie, verehrte Leserin, verehrter Leser, jemanden benennen wollen,
dem diese Ehre zusteht oder eine erinnernswerte Anekdote bewahrt haben,
rufen Sie doch unter der Telefonnummer 02303 / 256902 an.

Brot und Rosen

Elisabeth von Thüringen

- von Brigitte Paschedag -



Sie wurde nur vierundzwanzig Jahre alt, und dennoch ranken sich um ihr Leben zahlreiche Geschichten und Legenden. Vor 800 Jahren wurde die ungarische Königstochter Elisabeth geboren. Bereits mit vier Jahren kam sie auf die Wartburg. Als Vierzehnjährige wurde sie mit dem Landgrafen von Thüringen verheiratet. Sie hätte ein relativ luxuriöses Leben führen können, doch sie zog es vor, sich um Arme und Kranke zu kümmern – sehr zum Missfallen ihres Ehemannes Ludwig. So erzählt die Legende, Elisabeth habe sich eines Tages mit einem Korb voller Lebensmittel aus der Burg gestohlen. Der Landgraf schickte ihr seine Hofbeamten nach, die sie zwingen, ihren Korb zu öffnen. Wunderbarerweise fanden sich aber weder Brot noch andere Lebensmittel in dem Korb, sondern prächtige Rosen. Noch heute spricht man vom „Rosenwunder“. Elisabeth wurde zur deutschen Nationalheiligen.

1227 starb ihr Ehemann auf einem Kreuzzug. Eine zweite Ehe lehnte sie ab mit der Drohung, sich die Nase abzuschneiden, wenn man sie zu einer Wiederverheiratung zwingen würde.

Am Karfreitag 1228 sagte sie sich offiziell von ihrer Familie los und verließ mit ihren drei Kindern die Wartburg, um sich in Marburg niederzulassen.

Ganz offensichtlich geschah dieser Ausbruch aus den Konventionen unter dem Einfluss ihres Beichtvaters, des fanatischen Ketzerverfolgers Konrad von Marburg, der sie immer wieder darin bestärkte, ihre Idee von einem Gott wohlgefälli-

gen Leben radikal umzusetzen. In Marburg gründete Elisabeth ein Hospital, in dem sie selbst Arme und Kranke pflegte. 1231 starb sie an „Auszehrung“. (Wir würden heute von Magersucht sprechen – einem mittelalterlichen Ideal).

Obwohl es durchaus im Trend der Zeit lag, dass sich wohlhabende Frauen um ihre nicht so reichen Mitmenschen kümmerten, war die thüringische Landgräfin eine so herausragende Persönlichkeit, dass der Papst sie schon vier Jahre nach ihrem Tod



Elisabeth beköstigt Arme und Kranke.

Ein Gemälde von Nikolaus Glockendon 16. Jh.

heilig sprach. Bald rankten sich um ihr Leben zahlreiche Geschichten. Ein Engel soll Elisabeth ein Kleid gebracht haben. Zum anderen soll sie ihre Mutter aus dem Fegefeuer erlöst haben. Die bekannteste ist aber die „Legende vom Rosenwunder“, die noch heute den Kindern bereits im Grundschulalter erzählt wird.

Für die Heiligsprechung wurden 700 Zeugen befragt, die von 160 Wundern berichteten: Lahme konnten wieder gehen, Blinde sehen, Besessene wurden geheilt. Auf die Menschen ihrer Zeit übten diese Geschichten eine große Faszination aus. Ihr

Grab wurde zur Pilgerstätte. Ab 1235 wurde über ihrem Grab die Elisabethkirche errichtet. Ihr Leichnam wurde – wie bei vielen Heiligen üblich – zerteilt. In Wien sollen sich heute der Schädel und die Schienbeine befinden. In Stockholm gibt es ein zweites Kopfreliquiar. In der ihr zu Ehren errichteten Kirche befinden sich keine Reliquien Elisabeths. Der hessische Landgraf Philipp, der als Protestant die Heiligenverehrung ablehnte, entfernte 1539 die letzten sterblichen Überreste aus der Kirche. Nur der goldene Schrein ist heute noch in Marburg zu bewundern *

Narzissen und die Tulipan

Paul Gerhardt und seine Lieder

- von Brigitte Paschedag -

Wer kennt es nicht, das Lied „Geh aus mein Herz und suche Freud...“, in dem Paul Gerhardt, dessen Geburtstag sich am 12. März zum vierhundertsten Mal jährt, sein Loblied auf die Schöpfung singt. Wer war dieser Mann, der es fertigbrachte, am Ende des Dreißigjährigen Krieges solche Zeilen zu schreiben?

Geboren wurde er 1607 als Sohn eines Bauern und Gastwirtes, der zeitweilig auch Bürgermeister des Ortes Gräfenheinichen war. Über seine Kindheit ist wenig bekannt. Sein Vater stirbt, als Paul 12 Jahre alt ist, zwei Jahre später die Mutter. Zusammen mit seinem älteren Bruder besucht er die Lateinschule in Grimma, in der ausschließlich Latein gesprochen werden darf. Nach Abschluss seiner Schulausbildung studiert er in Wittenberg, der Stadt Martin Luthers, Theologie. Vierzehn Jahre bleibt Paul als Student und später als Hauslehrer hier. In dieser Zeit tobt der Krieg. Auch der elterliche Hof in Gräfenheinichen fällt den marodierenden Soldaten zum Opfer. Kurz darauf stirbt Pauls Bruder an der Pest.

Um 1642 geht Paul Gerhardt als Hauslehrer der Enkel des Kammergerichtsadvoka-

ten Andreas Berthold nach Berlin. Er bleibt acht Jahre. Um eine Pfarrstelle bemüht er sich nicht. In dieser Zeit lernt er seine spätere Frau Anna Maria Berthold kennen. Es entstehen mindestens achtzehn seiner geistlichen Gedichte, darunter das bereits genannte „Lied von Gottes schöner Schöpfung“.

Als Paul Gerhardt 44 Jahre alt ist, sucht das Städtchen Mittenwalde einen Pfarrer für die St. Moritzkirche. Ohne ihn davon in Kenntnis zu setzen, schlägt ihn das zuständige geistliche Ministerium vor. Zu Weihnachten tritt er seinen Dienst an. 1655 kann er endlich seine langjährige Verlobte heiraten. Schlimmer als die äußere Armut wiegt der Tod des ersten Kindes. Nur acht Monate alt wird die kleine Maria Elisabeth. Ihre Grabtafel mit dem Bibelzitat „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens“ hängt noch heute in der St. Moritzkirche.

Besonders gefangen nimmt Paul Gerhardt das Altarbild der Kirche. Es zeigt den gekreuzigten Christus mit der Dornenkrone. Unter seinem Eindruck entsteht das Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden“. Aber auch andere Gedichte schreibt er in

dieser Zeit, wie das Adventslied „Wie soll ich dich empfangen“, das Freudenlied „Du meine Seele singe“, das Glaubenslied „Ist Gott für mich, so trete gleich alles hinter mich“ und das Loblied „Ich singe dir mit Herz und Mund“, das Weihnachtslied „Ich steh an deiner Krippen hier“.

Nach fünfeinhalb Jahren in Wittenberg beruft der Rat der Stadt Berlin Paul Gerhardt als Pfarrer an die Nikolaikirche in Berlin. Hier endlich erhält er eine gut dotierte Stelle. Die wirtschaftliche Not hat ein Ende, aber die Kinder, die dem Ehepaar in dieser Zeit geboren werden, werden ihm schnell wieder genommen. Die Tochter Anna Katharina stirbt nach 14 Monaten, nur wenige Stunden alt wird Andreas. Das einzige Kind, das am Leben bleibt, ist Paul Friedrich. Der drei Jahre jüngere Bruder Andreas Christian wird nur ein halbes Jahr alt.

Schon seit der Reformation kommt es immer wieder zum Streit zwischen Lutheranern und Reformierten. Diesen will der preußische Kurfürst Friedrich Wilhelm beenden. Er verlangt von den Pfarrern, dass sie öffentlich unterschreiben, den anderen Zweig der Religion nicht mehr zu diffamieren. Dagegen wehren sich die lutherischen Pfarrer. Federführend ist Paul Gerhardt. Am 6. Februar 1666 erklärt er vor der Kirchenleitung, dass er aus Gewissensgründen dem Befehl des reformierten Kurfürsten nicht folgen könne. Paul Gerhardt wird aus seinem Amt entlassen. Der Protest der Gemeinde nützt nichts, zumal auch Paul auf seiner Meinung beharrt. Da der Fall lange in der Schwebe bleibt, erhält er, obwohl er jetzt ohne Amt ist, sein Gehalt weiter. Trotzdem bricht für ihn eine schwere Zeit an. Er vermisst den Dienst an seiner Gemeinde. Dazu kommt, dass seine Frau stirbt. Von der Geburt des Sohnes Paul Friedrich hatte sie sich nicht mehr richtig

erholt. Ein Bluthusten führt schließlich zum Ende.

Im Sommer 1668 kommt ein neuer Pfarrer an die Nikolaikirche. Paul Gerhardt ist noch immer ohne Stelle. Da er selbst nichts unternimmt, um diesen Zustand zu beenden, werden seine Freunde aktiv. Sie erfahren, dass in Lübben eine Pfarrstelle zu besetzen ist, und schlagen Paul vor. Seine Probepredigt überzeugt, und er wird als neuer Pfarrer in die Stelle berufen. Seine Schwägerin Sabina Fromm führt ihm und dem kleinen Sohn den Haushalt, aber auch sie stirbt nach wenigen Jahren. Auch seine eigene Kraft ist schließlich verbraucht. In seinem berühmten Testament schreibt er seinem 13-jährigen Sohn:

„Summa: Bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntnis beständig, so wirst du auch einmal sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen.“

Am 27. Mai 1676 stirbt Paul Gerhardt und wird im Grabgewölbe der Lübbener Hauptkirche beigesetzt. Diese Kirche trägt heute den Namen „Paul – Gerhardt – Kirche.“

(Auch eine Kirche in Unna – Königborn ist nach dem großen Theologen und Dichter benannt.)

Viele der bekanntesten geistlichen Lieder stammen aus seiner Feder. Kaum ein anderer Dichter ist so häufig im Evangelischen Gesangbuch vertreten wie er.

Auch das wohl innigste Abendlied schrieb Paul Gerhardt:

*Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen
Städte und Felder,
es schläft die ganze Welt; ihr aber meine
Sinnen,
auf, auf, ihr sollt beginnen, was eurem
Schöpfer wohlgefällt.*

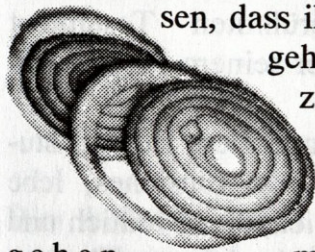


Von Schalotten und Küchenzwiebeln

- von Klaus Pfauter -

Es gibt Pflanzen, die mögen uns Menschen nicht, z.B. die Zwiebel. Trotzdem lieben wir sie und können uns ein Leben ohne sie nicht vorstellen.

Die Zwiebel wird häufig in der Küche gebraucht, die Diktatur allerlei Kochrezepte schreibt das so vor, was natürlich das Ende jeder Zwiebel bedeutet. Köchinnen und gelegentlich auch Männer, die zu niederen Arbeiten in der Küche eingesetzt werden, weinen meistens bitterlich bei dem Abschlagen unschuldiger Zwiebeln. Sie wissen, dass ihre Liebe zu dem be-



gehren manche Köche zum Zwiebelschneiden auf den Balkon. Im Angesicht der freien Natur, des Himmels, an der frischen Luft, fließen keine Tränen mehr.

An dieser Stelle möchten wir den Ernährungswissenschaftlern heftig widersprechen, die da herausgefunden haben wollen, dass die Zwiebel aus Rache der Köchin ätherische Öle in die Augen spritzt. Rachegefühle sind den Zwiebeln fremd, doch sie lieben uns Menschen nicht. Würden sie sich sonst vor ihnen unter der Erde verstecken?

Es gibt viele Zwiebelarten, an die hundert sollen es sein, die vielen Zwiebelturmhauben in Bayern nicht mitgezählt. Der durchschnittliche Menschenverstand eines Homo ekonomikus unterscheidet lediglich drei Zwiebelarten: die Gemü-



sezwiebel, die Speisewiebel und die Schalotten.

Die Gemüsezwiebel wird manchmal ausgehöhlt und mit Hackfleisch gefüllt. Dieses Tricks bedienen sich schwanger gewordene Vegetarier.

Die Speisewiebeln sind die, von denen wir pro Jahr und Kopf angeblich sechs Kilogramm aufessen. Warum „pro Kopf“, das wissen nur die Statistiker allein, und die lügen bekanntlich.

Bleiben die Schalotten. Was kann man über sie sagen? Sie sind klein, aber fein. Sie machen viel Arbeit, wenn man die errechneten sechs Kilo verzehren möchte.

In der Literatur wurde bisher die Zwiebel vernachlässigt. Außer in Kochbüchern findet man sie kaum in gedruckter Form. Dieser HB-Artikel ist eine Ausnahme, und, nicht zu vergessen, der Bestseller von Gün-



ter Grass, „Beim Häuten der Zwiebel“. Die Redaktion des HB möchte zur Verbreitung dieses Werkes beitragen und gedenkt, es ins Tschechische zu übersetzen. Der Arbeitstitel: „Strypttýz cibulový! *

Schnee, der erst im Märzen weht...

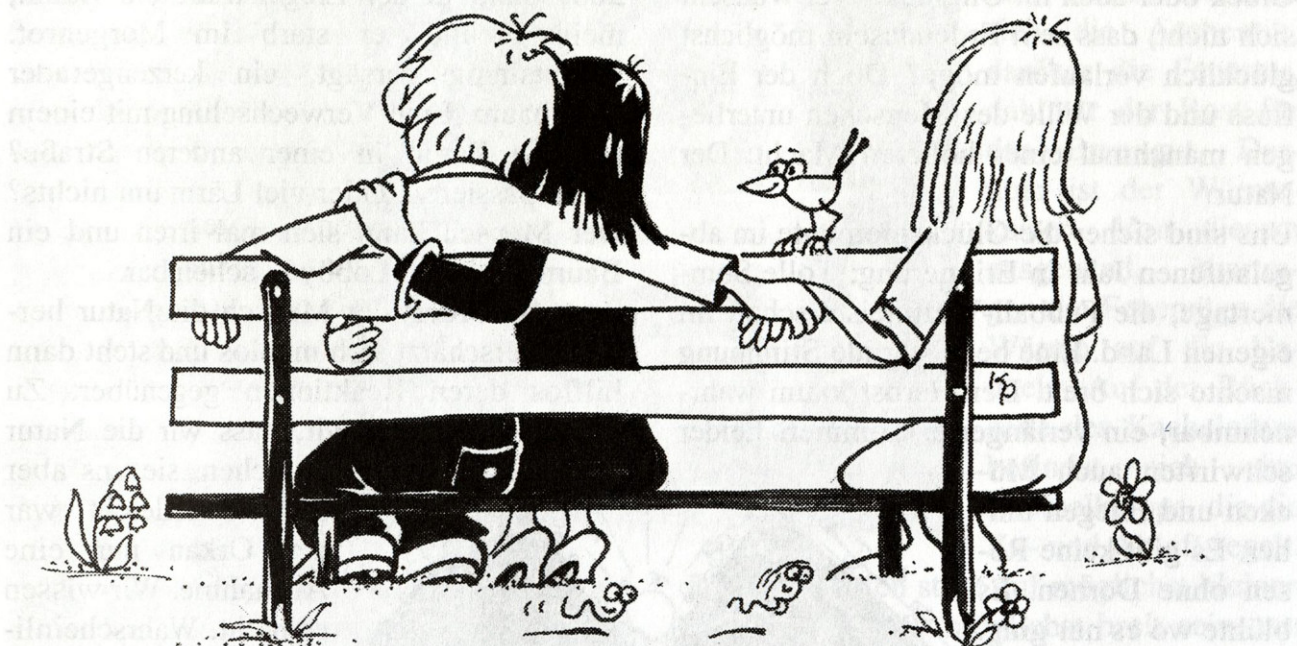
- von Heinz Naß -

Keine Angst, verehrte Leserschaft, das wird kein Bericht über Bauernregeln, sondern eine Betrachtung des Monats März.

Seinen Namen erhielt er von den Römern, die ihn nach ihrem Feld- und Kriegsgott benannten. Karl der Große gab ihm den Namen **Lenz** oder **Frühlingsmonat**. Während die ersten zwei Drittel noch zum Winter gehören, läuten die restlichen Tage den Frühling ein. Schnee, Eis, Nebel und Sonne wechseln sich ab.

kennen die Wenigsten von uns die Namen all der Frühlingsblüher. Sagt Ihnen der Name **Scharbockskraut** (goldgelb leuchtender Blütenstern) oder **Hohler Lerchensporn** (bildet Trauben mit vielen rötlichen oder weißen Blüten) etwas? Ich muss gestehen, ich erkenne noch das **Buschwindröschen** und eventuell die **Waldprimel** an ihren schwefelgelben Blüten.

Auf allen feuchten Stellen machen sich Waldmoose breit. Sie dienen der Auspols-



Ein Spaziergang in den Wald ist um diese Zeit faszinierend. Es ist sehr hell, weil die Bäume und Büsche noch unbelaubt sind. Die Helligkeit, die hohe Feuchtigkeit und das modernde Laub lassen viele blühende Pflanzen wachsen. Ein Augenschmaus ist der anmutige **Märzbecher** genau so wie der **Blaustern** mit seinen Lilienblüten. **Märzveilchen** mit blattlosem Stiel und das **Waldveilchen** kommen heraus. Die Vielfalt der Pflanzen werden da, wo die Natur noch im Gleichgewicht ist, unser Auge erfreuen. Denken Sie an die wechselnden Farben des **Lungenkrautes** von rosarot zu violett. Welche Blüten werden blau. Leider

terung der Osternester für die Kinder. Ein weiteres Merkmal für die erwachende Natur sind die Gesänge der Vögel. Nach und nach folgen den **Amseln** und **Singdrosseln** **Goldammer**, **Feldlerche**, **Rotkehlchen** und **Rotschwanz**. Im Wald hören wir das markante „Zilpzalp, Zilpzalp“ des **Weidenlaubsängers**. In den feuchten Wiesen ist der **Wiesenpieper** zu finden, während der aus dem Süden heimgekehrte **Kiebitz** beim Anblick von Spaziergängern mit seinem aufgeregten „Kiwitt“ flüchtet.

Die Natur erwacht im März und bietet uns eine Artenvielfalt, die auf jeden Fall erhalten werden sollte. *

„Schlagende Wetter“

- von Klaus Walter Busse -



Im neuen Jahr nahmen sich viele Menschen etwas vor mit der Erwartung, dass es so eintreten möge, wie man es sich gewünscht hat. Doch schnell vergisst man diese Vorsätze, weil sie von anderen Ereignissen verdrängt werden. Unsere Medien verbreiten diese so geschwind, dass man es manchmal kaum glauben mag, was alles so passiert ist. Schnelllebig wird dann der Zeitablauf empfunden. Manch einer ist Betroffener im Glück oder auch im Unglück. Wer wünscht sich nicht, dass sein Erdendasein möglichst glücklich verlaufen möge? Doch der Einfluss und der Wille des Menschen unterliegen manchmal einer höheren Macht: Der Natur.

Uns sind sicher die Glücksmomente im abgelaufenen Jahr in Erinnerung: Tolle Sommertage, die Fußball-Weltmeisterschaft im eigenen Land. Eine begeisterte Stimmung machte sich breit. Der Herbst kaum wahrnehmbar, ein verlängerter Sommer. Leider schwirrten auch Mücken und Fliegen umher. Es gibt keine Rosen ohne Dornen. Es blühte wo es nur ging. Der Winter – fast wie Frühling. Doch dann kam der Orkan „Kyrill“. Er wütete fürchterlich. Die Natur zeigte uns ihr anderes Gesicht. Überrascht uns das eigentlich noch? Hatte sie vor nicht allzu langer Zeit an Elbe und Oder ihre Macht demonstriert? Sehen wir nicht täglich Bilder von verheerenden Überschwemmungen und das Leid der Men-

schen. Einmal mehr zeigte sich die Ohnmacht des Menschen, wie das Unstetige stetig werden kann. Und er – der Mensch – hilft dabei kräftig mit.

Seine Eingriffe in die Natur sind gewaltig. Begradigte Flüsse, abgeholzte Wälder, Monokulturen, Betonierung der Landschaft und der CO₂-Ausstoß.

Große Tragödien haben oftmals kleine Ursachen. Hier ein Beispiel: am 29. Januar 2007 starb in der Ziegelstraße ein Baum, mein Freund, er starb im Morgenrot. Leichtsinnig zersägt, ein kerzengerader Laubbaum. Eine Verwechslung mit einem anderen Baum in einer anderen Straße? Kann passieren. Oder viel Lärm um nichts? Der Mensch kann sich mal irren und ein Baum hat keine Lobby... scheinbar.

Zu sehr fordert der Mensch die Natur heraus, überschätzt sich maßlos und steht dann hilflos deren Reaktionen gegenüber. Zu schnell vergessen wir, dass wir die Natur

brauchen, sie uns aber nicht. Vielleicht war der Orkan nur eine Ausnahme. Wir wissen es nicht. Wahrscheinlicher aber ist, dass sich solche Ereignisse häufen werden. Unser Planet ist krank. Wir wollen es nicht sehen. Erst wenn alles zerstört ist, werden unsere Nachfahren merken, was wir ihnen hinterlassen haben.

Zu spät! Täter und Opfer in einer Person. Der Klimawandel ist schon eingetreten. Ziehen wir uns warm an!



Wärme spendendes Schmuckstück

- von Heinz Naß -



Während unsere Vorfahren das Phänomen Blitz, Eruption und Feuer hilflos erdulden mussten, gab es unter ihnen findige Geister, die erkannten, dass Feuer auch nutzbar ist. Holten sie anfangs von der Sonne erwärmte Steine ins Haus um es warm zu haben, bauten sie nun eine Herdstätte. Sie wurde Mittelpunkt der Behausung. Die Menschen hatten das Bestreben, einen festen Wärmespender zu haben. Sie legten Steine auf den Boden, stapelten Sie in Form einer Bank drum herum und hatten somit den Vorläufer eines Herdes. Im Laufe der Zeit wurde die Feuerstelle immer verbessert, so dass andere Räume mit beheizt wurden.

Ausgrabungen in Pompeji zeigten ein regelrechtes Heizungssystem. Durch hohle Fußböden und Wände wurde Wasserdampf geleitet. Beheizt wurden damals überwiegend die Baderäume. Es gab allerdings das Problem mit dem Rauch, der durch ein Loch in der Decke abzog. Im Mittelalter kam dann die Lösung. Die Feuerstelle wurde mit einem Rauchfang versehen, der auch verhinderte, dass es hinein regnete. In der Renaissance wurden die Kamine, vor allem in den Herrenhäusern, Burgen und Herbergen, künstlerisch ausgeschmückt, waren Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Trotz des Charmes, den ein offener Kamin mit dem flackernden Flammen verbreitete, schickte die Konkurrenz sich an, die Welt zu erobern.

Die Römer hatten schon gemauerte Backöfen, die in ihrem Mantel nach innen offe-

ne Töpfe besaßen. Diese Technik wurde in den Alpenländer übernommen. Im 14. Jahrhundert wurden nach außen gewölbte Topfkacheln verwendet. Sie bestanden aus Ton, Steingut oder Schamotte. Ab dem 15. Jahrhundert wurden aus den Heizgeräten richtige Prunköfen, aus glasierten Zierkacheln.



Der Aufbau eines Kachelofens ist relativ einfach angeordnet. Am Boden befindet sich die Aschentür, darüber die Feuertür, dahinter der Rost für das Brenngut. Darüber ist der Wärmekasten. Von diesem ausgehend, übertragen die Feuerzüge die Wärme auf die Kacheln. Auf der Rückseite des Kachelofens befindet sich eine Drosselklappe, die die Zu- und Abluft regelt.

Der ganze Ofen steht auf möglichst kleinen Füßen und sollte möglichst breit sein, um viele Kacheln zu erwärmen.

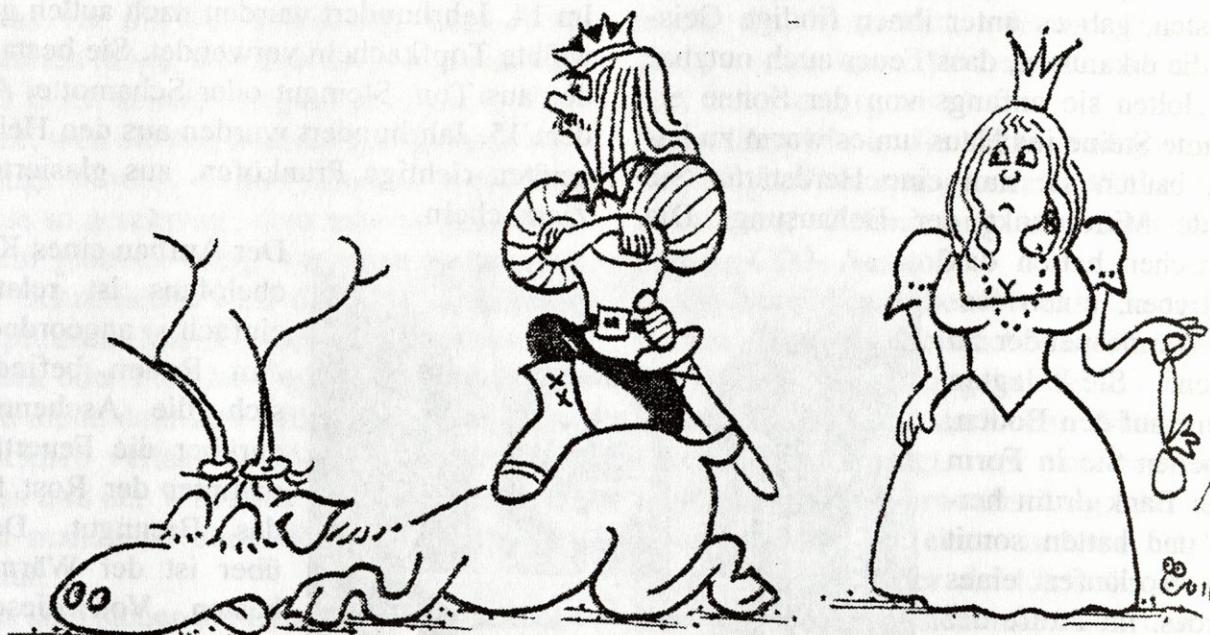
Im 17. Jahrhundert wurden die Kacheln durch gusseiserne Platten ersetzt, die mit Ornamenten versehen und in Pilasterrahmen befestigt wurden. Im 19. Jahrhundert gab es einen regelrechten Boom in Kachelöfen. Sie wurden so konstruiert, dass mehrere Räume beheizt werden konnten. Die Verzierungen und Glasuren der Platten wurden immer mehr verfeinert. Es gab richtige Bilder. Wichtig aber an den Kachelöfen war die Ofenbank, garantierte sie doch, auch wenn das Feuer aus war, eine angenehme Nacht.

Heute erlebt der Kachelofen seine Renaissance in den eisernen Kaminöfen, die dem Raum ein heimeliges Ambiente geben. *



Frühlingsmärchen

- von Ingrid Faust -



Prinz Zeitlos lebte glücklich und zufrieden ohne Uhr und Kalender in der Märchenbibliothek des königlichen Schlosses. Ab und zu nahm ihn der Hofjägermeister mit auf die Jagd. Eines Tages gab der König seinem Sohn zwei Befehle: Jage einen kapitalen Hirsch, damit der Festsaal mit dem Geweih geschmückt werden kann. Suche dir eine standesgemäße Braut.

Die Jagd führte den Prinzen über eine Obstwiese. Er rastete unter einem in voller Blüte stehenden Kirschbaum. Weißverschleiert, duftend, von Bienen umspielt, erschien ihm der Kirschbaum als die ersehnte Braut. In seinen Träumen stellte er sich seine Kirschbraut in einer Kutsche vor, gezogen von zwei weißen Hirschen, auf sein Schloss zu führen. Auf die Knie fallend, bat er die Braut eindringlich auf ihn zu warten: Er müsse vorher noch den zweiten Wunsch seines Vaters erfüllen, nämlich den kapitalen Hirschen jagen. Sie flehte ihn inständig an, nicht zu lange auszubleiben, da sonst ihr festliches Kleid zu vergehen drohe.

Endlich war der Prinz bereit. Die mit Blumen geschmückte Hochzeitskutsche fuhr durch die grüne Kastanienallee. Die Lerchen jubilierten. Prinz Zeitlos ritt auf einem Schimmel und trug einen weißen Fliederstrauß in der Hand.

Auf der Obstwiese suchte der Prinz verzweifelt nach seiner Braut. Braune Blütenblätter rieselten vom Kirschbaum. Rote und weiße Tulpenblätter lagen verstreut auf der grünen Wiese. Der gelbe Löwenzahn hatte sich in einbeinige weiße Schlafmützen verwandelt. In der Ferne leuchtete sonnengleich ein Rapsfeld. „Komm bitte nächstes Jahr wieder,“ flüsterte eine zarte Stimme. Traurig ritt der Prinz heim und vergrub sich in seiner Märchenbibliothek. Dort suchte ihn der König auf und sprach mahnend auf ihn ein: „Mein Sohn, als zukünftiger König denke stets daran, dass alles seine Zeit hat. Es gibt eine Zeit zum Träumen und eine Zeit zum Handeln. Nütze deine Zeit zum Handeln und nicht zum Träumen allein !

Unterwegs....

- von Klaus Walter Busse -

Hallo, haben Sie schon bemerkt, dass der Frühling vor der Tür steht? Fröhlich morgens hört man bereits Vogelgezwitscher. Die Tageshelle setzt immer früher ein. Mehr Zeit den Tag zu genießen. Fein, dann wollen wir Sie ermuntern tätig zu werden. Mal wieder was unternehmen. Allein oder mit mehreren. Wieder was entdecken! Ziele suchen?

In den Kurpark oder ins romantische Bornekamptal! Vielleicht mal die Schritte durch eine Siedlung lenken. Nach Zechen- und Buderussiedlung taucht eine ganz neue Begriffsbezeichnung im Stadtbild auf: Die „Schweinesiedlung“! Da, wo einst mal die Hellweg-Kaserne stand, ist sie entstanden. Betrachten Sie einmal die dortige Häuserlandschaft und bilden sich Ihre eigene Meinung. Vielleicht wird es ja mal ein touristischer Anziehungspunkt werden. Es fehlt dann nur noch ein Café: Café „Schweini“!



Wollen Sie mehr ? Prima! Der Sauerländischen Gebirgsverein (SGV) bietet das ganze Jahr über Wanderungen für alle Altersgruppen an. Sie führen sowohl in die nähere Umgebung als auch in entferntere Gegenden.

Alle Naturfreunde zeigen sich begeistert, wenn die triste Jahreszeit endlich dem Frühling weichen muss. Wenn der Raps sein gelbes Kleid ausbreitet und die Rapsblüten aus der Froschperspektive betrachtet werden können. Für Abwechslung ist immer gesorgt.

Auch das Radwandern steht beim SGV auf dem Programm. Ab April treffen sich die Radler jeden Mittwoch am Treffpunkt Gelsenwasser in der Viktoriastraße. Also, Lust mal wieder Rad zu fahren? Bitte das Rad klar machen für die erste Tour!

Auch der Seniorentreff „Fässchen“ bietet jeden Dienstag eine Fahrradtour an. Mit Beginn der Sommerzeit geht es um 14.00 Uhr vom Lin-



denplatz los. Raffen Sie sich also auf, tun Sie etwas für sich, nehmen Sie Ihre Umwelt bewusst einmal wahr. Gehen oder fahren Sie nach dem Motto: jedem Tag die Chance geben, dass er der Schönste ihres Lebens werde.

Nein, so leicht lassen wir uns nicht unterkriegen. Wir wollen alle noch das Leben genießen. In vielfältiger Form. Fahren Sie doch mal mit der Bahn! Ziele erreichen, die scheinbar weit weg, aber doch gut erreichbar sind. Zum Beispiel nach Dortmund. Vom ZOB (Zentraler Omnibusbahnhof am Königswall) gleich gegenüber dem Hauptbahnhof können Sie einsteigen, zu einer Thementour starten, z. B. um einmal die Schlösser an der Emscher besichtigen.

Und sonst....

Wie wäre es mal mit einer Hafensrundfahrt oder eine Dortmund-Ems-Kanal Schleusenkreuzfahrt? Zum Frühstück nach Köln? Das Schokoladenmuseum lockt! Oder nach Düsseldorf? Von dort zum Schloss Benrath.



Weiter mit dem Verkehrsboot nach Zoons – einer märchenhaften alten Festungsstadt. Schifffahrt am Rhein, Duisburg mit seinem Rheinhafen kennen lernen, das Binnenschiffahrtsmuseum und eine informative Hafensrund-

fahrt erleben.

Natürlich kann das ganze Leben nicht nur aus irgendwann, irgendwie und irgendwo bestehen. Aber nichts tun ist der Anfang der Dämmerung. Wirken Sie dieser mit Lebenswillen und Mut entgegen. Denn vor uns liegt das Leben! Was denn sonst! *



Banaue

Wo der Reis in den Bergen grünt

- von Rudolf Geitz -



2 Fotos: R. Geitz

Banaue? Ein Dorf im Norden der Insel Luzon, Hauptinsel der Philippinen. Sehenswürdigkeiten: Reisterrassen. Diese werden in den Reiseführern oft als das achte Weltwunder beschrieben. Die UNESCO stempelte sie 1995 zum „Welterbe der Kulturlandschaften“. Wer als Tourist diese einmalige Landschaft erleben möchte, muss sich schon auf ein kleines Reiseabenteuer einlassen. Die Hauptstadt der 7107 Inseln umfassenden *Republic of the Philippines* ist Manila. Von dort starteten wir mit einer kleinen Turbo-Prop-Maschine zu einem spektakulären Flug durch das Gebirge. Ziel, die 1500 m hochgelegenen Stadt Baguio. Hier, im angenehmen Hochlandklima, haben der Staatspräsident und wohlhabende Bürger ihre Sommersitze, um der schwülen Luft Manilas zu entgehen. Am nächsten Morgen, in aller Frühe, begann der zweite abenteuerliche Abschnitt der Reise. Mit ei-

nem Kleinbus begaben wir uns auf die 220 km lange Strecke in Richtung Banaue. Für diese Fahrt durch die Bergprovinzen der Kordilleren rechnet man, wetterabhängig, 8-12 Stunden. Wir erreichten das Ziel nach ca. 10 Stunden. Unser Toyota lief sauber und wurde von einem erfahrenem Driver gesteuert. Die zahlreichen am Wegrand liegenden Autowracks ließen uns auch Gegenteiliges ahnen. Auf der noch leicht asphaltierten National Road Nr. 11 fuhren wir durch das fruchtbare Trinidad-Tal mit Obstgärten, Gemüse- und Kartoffelfeldern. Kupfer- und Goldminen lagen auf unserem Weg. Weiter auf dem Mountain-Trail zog sich der Wagen durch abenteuerliche Kurven zum 2200 m hohen Sinipsi-Pass, dem höchsten Punkt im philippinischem Straßensystem. Bei einem Tankstopp an der Kreuzung mit der San Fernando-Road hieß es: Völltanken, für uns gab es frisches Obst und Getränke. Vorüberfahrende überladene

LKWs und Linienbusse mit einer unbeschreiblichen Dachlast verschwanden hinter dicken Staub- und Dieselwolken buchstäblich im Nichts. Wir fuhrten, bei guten Sichtverhältnissen, hinauf zum Mount Data-Pass durch eine grandiose Landschaft. Der Blick aus dem Autofenster in unendlich tiefe Schluchten ließ den Atem stocken. Erholung erst wieder bei tiefgrünen Tälern. Kleine Straßenbaustellen vor der Stadt Bontoc vergönnten uns eine kurze Pause. Der Bautrupps an der Straße bestand zum Großteil aus Frauen, die das benötigte Steinmaterial, ohne aufwendigen Transport, gleich aus dem Fels nebenan schlugen. Reiseleiter Benni nutzte die Gelegenheit, um von den hier lebenden Igoroten zu berichten, die z.B. ihre Verstorbenen nicht bestatten, sondern in Häusern aufbewahren und die ihre Jugendlichen für ein späteres Zusammenleben gut vorbereiten.

Bei der über den Schico River führenden alten Pionierbrücke hatte man die Abfahrtsrampe vergessen. Die 20 cm Höhenunterschied schaffte unser Wagen im Sprung, um dann vor einer Wegschränke anzuhalten. 20 Minuten Pause, da auf der einspurigen Piste noch Gegenverkehr unterwegs war. Schweine und Büffel räumten den Weg freiwillig. Die Piste wurde noch schmaler, die Kehren enger, aber die Fahrt ruhiger. Wir konnten die vorüberziehende Landschaft genießen. Grüne Reisfelder und dichter Wald aus Palmfarnen wechselten mit Bäumen voller Schmarotzerpflanzen. Die Orchideen trugen zu dieser Zeit noch keine Blüten. Hier und da lag der Geruch von Brandrodungen in der Luft. Bei einem kleinem Stop kurz vor dem Zielort Banaue fühlten wir uns plötzlich in eine andere Zeit zurückversetzt. In flottem Tempo holperte ein seltsames Gefährt auf der abschüssigen Straße an uns vorüber. Auf einer Art Sitzroller aus solidem Holz, auch die Räder, rollte ein Waldarbeiter, bestückt mit Axt und Säge, seinem Heim entgegen. Später konnten wir mehrere dieser einheimischen Konstruktionen bewundern. Nach dieser

kleinen Einlage kamen sie dann in unser Blickfeld, die berühmten Reisterrassen von Banaue. Ein fantastisches Bild, Berge mit einem satten Grün überzogen, deren wellenförmige Stufen in der untergehenden Sonne lange Schatten zogen.

Das Bergvolk der Ifugaos pflegt diese Art des Reisanbaues schon seit über 2000 Jahre. Einige der Anlagen haben dieses biblische Alter bis heute überstanden. Diese gigantischen Stufenanlagen bis hoch in die Berge, ausgestattet mit einem genialen Bewässerungssystem, nur durch Handarbeit unterhalten, werden geschützt von handgeschnitzten Reisgöttern. Umhergehende speertragende Krieger mit Lendenschurz, sind nur noch bunte Staffage. Die Ifugaos, die bis in das 20. Jh. noch als Kopfbäger galten, schätzen die Gesamtlänge der aufgeschichteten Terrassen auf 20.000 km.

Der nächste Morgen bescherte uns ein unvergessenes Schauspiel des Sonnenaufgangs in den Bergen. Im Minutentakt wechselte das Farbenspiel vom Frühdunst bis zum vollen Licht der Sonne am wolkenlosen Himmel.

Wie lange die wenigen Stammesangehörigen dieses „Weltkulturerbe“ noch erhalten können, hängt weitgehend von der Politik ab. Reis, der so angebaut wird, ist teuer. Die in anderen Landesteilen mit modernen Mitteln angebaute neue Reissorte I R 8 ermöglicht sogar zwei Ernten im Jahr.



2000 Jahre haben die Palmenholz-Götter die Terrassen geschützt, mögen sie auch weiterhin den Dämonen trotzen. *

Bombensicher im Mittelmeer

- von Klaus Pfauter -

Mosta ist eine Stadt im Herzen Maltas. Ihre Bürger weisen stolz auf die drittgrößte Kuppel der Welt hin, die auf ihrer Kathedrale ruht. Diese Behauptung, *ist aber nicht gesichert*, sagt der Reiseführer auf Seite 17. Für die Touristen dachten sich die Stadtväter von Mosta eine tolle Geschichte aus: Im II. Weltkrieg wurde leider auch Mosta mit der rekordverdächtigen Kuppel bombardiert. Eine Bombe durchschlug das Dach, prallte irgendwo gegen und blieb schließlich in der voll besetzten Kirche liegen. Explodierte nicht! Keiner wurde verletzt! Man stelle sich das einmal vor: Die Stadt wird bombardiert. Tausende rennen, statt in den Luftschutzkeller, in die Kirche, um die Messe nicht zu verpassen. Eine Bombe schlägt ein, Mauerwerk herab, das Ding dringt ein, Fetzen fliegen, schließlich bleibt es liegen. Keiner wird

verletzt! Ein Wunder! Man kann die Bombe noch heute in der Sakristei bewundern. *Es ist ein Englische!* Keine Deutsche? Keine Italienische? Wie das denn? Aber danach fragt niemand von den vielen Neugierigen, die Schlange stehen, um das Objekt mit eignen Augen zu sehen. Kaum jemand guckt die Kunstwerke an, die dort versammelt sind. Was sagt der Reiseführer auf

Seite 17 dazu? Die Bombe blieb im Dach stecken und wurde später entsorgt. Das Ausstellungsstück ist eine Attrappe. Die Kathedrale war wahrscheinlich leer.

Von Malta nach Gozo, der Nachbarinsel, dümpelt eine Fähre, um eine Ladung grauhäariger Touristen herüber zu schaffen. Die Überfahrt ist kurz, kaum Zeit für einen Schnaps mit dem bekannten Maltesischen Kreuz darauf. Die Reisenden sind durchweg Angehörige einer sozialen Gruppe, die solvent genug ist, um sich diese Reise leis-



ten zu können. Den grauen Haaren nach müssen es Rentner sein, Der Solvenz nach Deutsche. Einige, statt die Windstärke zu schätzen zwischen 2 (Matrosen) und 12 (Reisende), lesen seelenruhig das Herbst-Blatt. Es können somit nur solvente deutsche Rentner aus dem Kreise Unna sein. Sie nehmen teil an einer geführten Reise, deren Ziel es ist, den Leuten ein Mal mehr



zu zeigen, welche Schlechtigkeiten sie so im Laufe der Jahrhunderte verzapften. Die charmante Reiseleiterin wird nicht müde, alles durch die rosa Brille zu betrachten und ihre Schutzbefohlenen nehmen das gerne an. Sie vergessen für ein paar Tage die Sorgen, die zu Hause Ursache für die derzeitige Haarfarbe sind.

Malta ist eine schöne Insel, Gozo auch. Wie schön? Schön halt. Mit honigfarbenen Bauten, Trümmern uralter Tempel, Oliven, Orangen und Zitronen. Der Mensch steht sprachlos vor aufeinander gestapelten Riesenklötzen und denkt an die Arbeit, die man damit einst haben musste. Wer und wie baute man die gigantischen Festungsmauern, wer half die großen Kuppeln ihrer Kathedralen zu errichten? Warum haben sie denn damals, im Mittelalter, all ihre schönen Wälder gerodet und die Baumstämme? Sie zerstörten ihre Umwelt, ohne an ihre Kinder und Enkel zu denken. Wie blöd! Ja, aber rosa Brille ab: Machen wir das heute nicht auch so? Ja, schon, aber die Globalisierung, meine Herrschaften! Die ist Schuld, nicht die Habgier!

Jetzt ein Abstecher nach Gozo. Wieder das gleiche Bild: Kakteen, Pinien und Ficus ungeahnter Ausmaße. Mauern der Zitadelle und die Begegnung mit Homer. Der alte Poet schildert in seinem Klassiker die Affäre der schönen Kalypsos, wie sie mit dem listenreichen Odysseus frivole Spielchen trieb, in einer Höhle, die man hier besichtigen kann. Voraussetzung ist nur, man ist

ein enormer schlanker Mensch der darüber hinaus vor dem Besuch der Höhle nochmals einige Kilos abnimmt, so eingeeengt lebten und liebten sie dort damals. Kein Wunder, dass Odysseus bald genug davon hatte und nur noch nach Hause wollte.

Auch unsere wissbegierige Gruppe wollte nun bald wieder heim, aber nicht so wie Homers tapferer Held, sondern per Flugzeug.

Das Fliegen ist heute ein sagenhaftes Abenteuer, weil ein jeder ungeahnter Gefahren ausgesetzt ist. Der Einzige, von dem Sie mit Sicherheit sagen können, er sei kein Terrorist, Attentäter oder Pyromane, sind Sie selber.

Danach fragt Sie aber niemand. Das wachsame Personal konfisziert Ihre Nagelschere, zieht Ihnen die Schuhe mit den gefährlichen orthopädischen Einlagen aus und entwendet Zahnpastatuben. Das Letztere verschmerzen die meisten Gebisssträger ohne Protest, aber dass man ausgerechnet sowohl anonyme als auch bekannte Säufer begünstigt, das stößt natürlich (Magen-)bitter auf. Worum geht es?

Es ist neuerdings nur noch erlaubt, Getränke in 0,10 Literfläschchen mit zu nehmen. Das sind also die kleinen, putzigen Behältnisse, die Fußballfans und Jäger als „Flachmänner“ kennen. Aber auch die dürfen bald nicht mehr aus Glas sein und zwar ab dem Tag, an dem unsere Sicherheitsfanatiker in Erfahrung bringen, das Glas, rein physikalisch gesehen, auch eine Flüssigkeit ist.

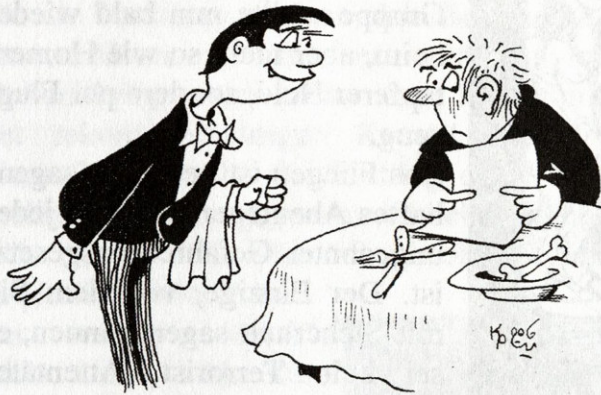
✱



Der Aufschwung der Trinkgelder

– von Klaus Pfauter –

Eine kostspielige Zeit ist vorbei, die Reisezeit. Seitdem wir mit dem Euro klar kommen müssen, rattern die Computer in unseren Köpfen pausenlos. Dabei war doch der einzige plausible Grund, den die Verteidi-



ger des Teuros augenzwinkernd anführten, dass das lästige Umrechnen im Urlaub entfallen würde. Das Einzige, das wirklich entfallen ist, ist unsere gute alte D-Mark.

Die Märchen von heute sind die Preise von gestern. Wir rechnen: Die Tagessuppe (also die billigste): 3,- € (also 6 Mark!).

Ein Glas Wein: 4,50 € (9,- Mark!).

Die Tasse Kaffee danach: 5,- Mark!

Da vergeht einem der Appetit!

Dann die Rechnung, diskret unter einer Serviette hervorlugend. Der Gast glaubt, den Grund für die Geheimnistuerei zu kennen. Er erwartet nichts Gutes. Daneben

steht die freundliche Bedienung und erwartet **das Trinkgeld**. Ja, warum denn nicht? Das Essen war gut, die Bedienung auch, was gibt man denn da so? Früher war das einfacher. Wir rundeten auf: Tasse Kaffee, 1,80 (DM- wohlgermerkt!). 2 Mark. „Ist gut so“ Dann kam der Euro. Erinnern Sie sich? Schon vorher, bevor er kam, wurde aufgerundet. Wie und weswegen wusste niemand so recht! Etwas mit der Mehrwertsteuer, oder so. Toller Trick. Die Trinkgelder nahmen ungeahnten Aufschwung: Tasse Kaffee, 1,80 (jetzt Euro wohlgermerkt!). 2 Euro „Ist gut so.“ usw. Aber nicht lange. Die Rechner in den Köpfen setzten ein. „Geiz ist geil“, das fanden wir lustig. Die Kellner aber, und die Frisöre, die guckten in die Röhre. Das Kleingeld blieb häufig beim Gast. Immer öfter. Ein bisschen mulmig um den vollen Magen war es ihm dann schon, wenn er sich vom Ober die Münzen auf den Tisch abzählen ließ. Besonders wenn der freundliche Gastronom vorher bedeutungsvoll in seiner prallen Briefftasche lange, lange nach der richtigen Münze wühlte.

Ach, vergessen Sie, was Sie hier gelesen haben. Über Trinkgeld spricht man nicht, das gibt man einfach.

Dann „ist´s auch gut so!“

✱

Liebe Freunde des HB,

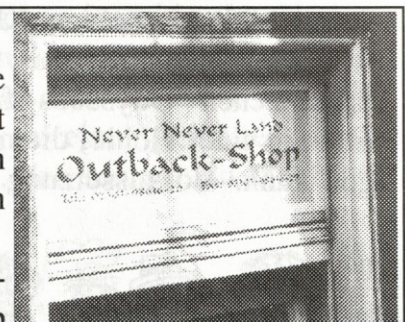
Manchmal sind wir nicht sicher, ob unsere Anregungen, die wir in diesem unserem Magazin so mutig anstoßen, überhaupt jemanden aufregen. Mit dem Dichter gesagt, ob die Körnchen die wir säen auf fruchtbaren Boden fallen. Doch wir verzagen nicht!

Im HB 44 zogen wir schmunzelnd über die vielen fremdsprachigen Schilder her, denen wir täglich ausgesetzt werden. Ob

Sie es nun glauben oder nicht, jetzt fehlt schon eines davon: Das Never Never Land ist verschwunden, mühsam von der Fensterscheibe durch das Personal abgekratzt.

Dankeschön! Machen Sie weiter so, dass unsere schöne Stadt noch schöner werde.

Klaus Pfauter



(Un) Wahrheiten

- von Klaus Walter Busse -

Nichts elektrisiert uns - „die Alten“ - mehr, als wenn wir Politiker über Renten und Gesundheitsreform sinnieren hören. Den Karren, mit dem sie stecken geblieben sind, versuchen sie jetzt krampfhaft flott zu kriegen. Ab 2009 werden wir wissen, wohin der Zug fährt. Aber nicht nur das macht den Bürgern zu schaffen.

Die Kaufkraft des ungeliebten Euro sinkt. Leute, die wahrscheinlich nie selber ihre Brötchen vom Bäcker holen und also gar nicht wissen, was sie gekostet haben und jetzt kosten, wollen uns vom Gegenteil überzeugen. Rentenerhöhung? Nein.

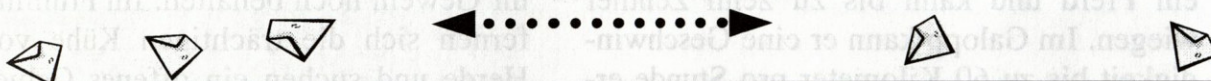
Diätenerhöhung? Ja.

Eins ist auf jeden Fall sicher: Den Abgeordneten ist ihr eigener Wohlstand wichtiger. Der Wähler hat nur alle vier Jahre einmal die Chance wählen zu gehen. Mehr darf er nicht. Basta! Vergessen wir das zu schnell?

Wenn dann auch noch Volkes Ohr vernimmt, wie darüber nachgedacht wird, das ewig kränkelnde, defizitäre Freizeitbad in Massen eventuell in den Kurpark zu verlegen, dann versteht man die kleine Welt hier nicht mehr. Soll „Bad Königsborn“ etwa wieder auferstehen? Wohl kaum. Man müsste einen „Wirtschaftsexperten“ fragen und nicht Absichten auf nebulöses Unwissen fußen lassen.

Dagegen steht unwidersprochen der Verdacht im Raum, dass es zwischen den sogenannten großen Parteien keine Opposition mehr gäbe. Tatsächlich! Denn wenn man keine Opposition wahr nimmt, dann ist auch keine da. Es sollte dem Wähler nicht reichen, nur verwaltet zu werden. Er kann von seinen gewählten Vertretern mehr verlangen als nur schweigen. Schweigen soll er: Im Walde.

*



Leserbrief

- von Klaus Dieter Roes -

23. Januar 2007

Verehrte Herbstblatt-Redaktion

Welche Freude haben wir Rentner jetzt empfunden, als die Bundesregierung mitteilte, die Renten zu erhöhen; zwar erst ab 2009 nach ca. 5 Jahren Pause und stetigen Steigerungen der allgemeinen Kosten und der Preise, aber immerhin um sage und schreibe 0,2 %. Bei einer Höchstrente der BfA von ca. 2000,- € sind das immerhin 4,- € bei einer durchschnittlichen Rente, die bei 1000,- € liegt auch noch 2,- €

Ich wundere mich, dass die Rentenverbände das kommentarlos hinnehmen und nicht auf die Barrikaden gehen. Ich fühle mich bei einer derart lächerlichen Erhöhung auf den Arm genommen; auch hätte ich Lust auf derartige Beträge zu verzichten, denn weiter helfen sie mir nicht.

Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich Bundestagsabgeordneter, denn deren Diäten werden ja regelmäßig erhöht - gehen jedes mal widerspruchslos durch jedes Parlament.

Mit Grüßen aus Sölderholz - machen Sie trotzdem weiter mit Ihrem Herbstblatt - ich freue mich jedes mal wenn wieder ein neues Herbstblatt in meinem Briefkasten liegt.

Hirsche im hohen Norden.

— von Benigna Blaß —



Ein Riese unter den sieben Unterarten der Hirsche ist der Elch. Er ist etwas größer als ein Pferd und kann bis zu zehn Zentner wiegen. Im Galopp kann er eine Geschwindigkeit bis zu 60 Kilometer pro Stunde erreichen. Durch sein ausladendes Schaufelgeweih und seine kräftigen Vorderhufe fürchtet er keine Raubtiere.

Elche kommen rund um die polaren Gebiete vor. Es sind scheue Tiere, die sich im Wald oder im hohen Gestrüpp aufhalten. Leider nehmen Verkehrsunfälle mit Wildelchen immer mehr zu. Als Zug- und Tragtiere werden sie im Hohen Norden gezähmt, und Elchfarmen versuchen gar ein neues Haustier zu züchten. Neuerdings wurden auch in Deutschland Elche gesichtet. **2007 ist er das Tier des Jahres.**

Doch viel interessanter finde ich die Rentiere. Auch diese Tiere leben in Nordgrönland, Nordamerika und Asien. Die ersten Nachweise stammen aus Alaska und sind fast eine Million Jahre alt.

Die Rentiere sind viel kleiner als der Elch. Im Winter ziehen sie sich in den Wald zu-

rück, doch im Sommer bevorzugen die Herden die Tundra. Die Felle der Rentiere haben je nach ihren Lebensräumen verschiedene Farben, mal bräunlich, mal grau, mal ziemlich hell. Eine Besonderheit fällt bei diesen Tieren auf, beide Geschlechter tragen Geweihe. Im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht tragen sie die größte Geweihmasse. Doch nach der Brunftzeit,

die im September beginnt, werfen die Hirsche ihr Geweih ab, während die Renkühe ihr Geweih noch behalten. Im Frühling entfernen sich die trächtigen Kühe von der Herde und suchen ein offenes Gebiet auf, auf dem noch etwas Schnee liegt. Hier bekommen sie ihre Jungen, die schon eine Stunde nach der Geburt ziemlich sicher auf den Beinen stehen. Drei Tage nach der Geburt ihrer Kälber verlieren auch die Renkühe ihr Geweih, sie ziehen dann wieder zu ihrer Herde. Ihren Nachwuchs säugen sie bis zu sechs Monaten, sie haben die reichhaltigste Milch aller Huftiere. Schon nach einem Monat können Kälber weiche Pflanzennahrung aufnehmen. Rentiere haben kleine einfache Zähne, sie fressen weiche, gut verdauliche aber oft giftige Pflanzen, Blätter, Wurzeln von Sumpfpflanzen, Pilze die viel Eiweiß enthalten und besonders Baum- und Erdflechten. Flechten haben einen sehr hohen Kohlehydratgehalt. Die Hufe der Vorderbeine sind wesentlich größer als die der Hinterbeine, so können sie besser durch die dicke Schneedecke nach Nah-

rungraben. Im Winter verlieren sie bis zu 20 % ihres Gewichtes. Es sind gesellige Tiere, die in kleineren oder größeren Herden leben. Im Sommer zieht es sie ans Wasser, sie laufen meistens gegen den Wind, um die blutsaugenden Insekten, die sich in ihren Augen und Nüstern festgesetzt haben, zu vertreiben. Das Ren spielte in der Vergangenheit und auch heute noch eine wichtige Rolle im Leben der Menschen in der Arktis. Es sind Last- und Zugtiere, und auch als Haustiere werden sie gehalten und gezüchtet. Diese sind kleiner und haben ein dunkleres Fell. Sie liefern Milch und Fleisch, die Felle werden für die Zelte, als Teppiche und für die Kleidung verarbeitet. Das Haar ist sehr luftreich und spröde. Es wird als Füllung von Luftkissen verwendet. Die Sehnen dienen als Garn,



Das Spitzbergen-Ren ist ein neugieriges Tier. Es sieht wohl schlecht und lässt sich leicht täuschen

aus den Knochen werden Werkzeuge gefertigt. Aus den Geweihen baut man gerne, auch heute noch, Zäune. Jede Familie im „Hohen Norden“ ist stolz auf ihre Renntierherde und möchte sie nicht missen. *



Sie hatte einen Traum

- von Christian Modrok -

Vor einiger Zeit besuchten Freunde eine ältere Dame in einer Seniorenresidenz. Sie wohnt dort in einem relativ schönen Appartement, nachdem sie, bedingt durch nachlassende körperliche Fitness, ihr an und für sich bequemes Häuschen nicht mehr allein pflegen konnte. Den Umzug vor ein paar Jahren trug sie mit Fassung. Schon beim ersten Besuch an ihrem neuen Wohnort erzählte sie den Freunden, wie relativ sorgsam sie ihre neue Bleibe ausgesucht hatte. Das Haus liegt in Stadtzentrumsnähe, unweit von einem Park. Das Dienstleistungspaket in dieser Anlage kann, abhängig von der körperlichen Verfassung des Betreuten, unterschiedlich gestaltet werden und unabhängig von medizinischer Betreuung angeboten werden: Wohnungsreinigung, Wäschereinigung, Voll- oder Teilbeköstigung so wie Sport

und Freizeitgestaltung in und außerhalb der Anlage.

Die Seniorin nimmt bis jetzt nur am Mittagstisch teil und lässt sich ihre Wäsche reinigen, was in ihrem Apartment etwas umständlich wäre. Das Frühstück und Abendessen macht sie sich noch selber. Nachdem sie die hauseigene Bibliothek schon durchgestöbert hatte, holt sie sich jetzt Bücher aus der nahegelegenen, städtischen Bücherei. Sie nimmt auch an den Aktivitäten des Hausbeirats teil und tröstet, wenn notwendig, Mitbewohner während eines psychischen Tiefs.

Aber auch die ältere Dame hat selber ein seelisches Problem. Sie erzählte ihren Freunden von einem Traum, den sie zwei Tage vor dem Besuch hatte. Als Großmutter hatte sie viele Enkel um sich. Alle riefen nach der Omi. Die einen verabschiedete

sie in die Schule und versorgte sie mit Pausenbrotten. Bei anderen musste sie einen Streit im Badezimmer schlichten, denn die Kleinen fingen an, sich gegenseitig mit Zahnpasta zu beschmieren. Andere saßen beim Frühstück und matschten mit noch müden oder gelangweilten Gesichtern im Müsli. Ein anderer ist mit dem Fahrrad gestürzt und kam mit leicht verletztem Knie in die Wohnung.

Als sie noch jünger und körperlich fitter war, imponierten ihr die Appelle der Grauen Panther, die jungen Alten sollten sich so lange wie möglich ihre Selbständigkeit bewahren. Dabei verlor sie ihre Familie aus dem näheren Blickfeld. Sie hatte ihren Kreis von Gleichaltrigen, mit denen sie Reisen, Theaterbesuche oder andere Treffen unternahm. Dieser Kreis aber bröckelte mit der Zeit, und das fortschreitende Alter



Die Omi war glücklich, aber es war leider nur ein kurzer Traum.

Dann erzählte die Gastgeberin, sie habe drei Kinder und sieben Enkel. Sie wohnen unterschiedlich weit weg. Der Beruf hat sie in die Ferne verschlagen. Alle besuchten sie relativ regelmäßig, aber für ihr Empfinden viel zu selten. Nur wenn sie auf ihr eigenes Leben zurückblickt, da findet sie auch Verständnis für das Verhalten der jungen Leute. Auf die Frage der Gäste, was sie in ihrem Leben anders machen würde, wenn sie noch einmal jünger wäre, wurde sie etwas nachdenklich. Dann fuhr sie fort.

hinterließ auch an ihr selber deutlich sichtbare Spuren.

Mit heutigen Erfahrungen würde sie allen ihresgleichen raten, nicht zu den Kindern, aber in ihre Nähe zu ziehen, auch wenn es schwer fallen sollte. Die beste Betreuung in einer Seniorenwohnanlage kann die Wärme, die eine in der Nähe wohnenden Familie ausstrahlt, nicht ersetzen.

Zuletzt äußerte unsere Seniorin die Hoffnung, dass sich die zukünftigen Alternden die Erfahrungen ihrer Vorgänger zu Herzen nehmen.

*

Wie entsteht ein Herbst-Blatt V.

Lehrgang für Anfänger und Fortgeschrittene
- von Klaus Pfauter -



bei unserer Arbeit ein wenig unter die Arme zu greifen. Für dieses wahrhaftig historische Ereignis stellte uns die Bibliothek im „ZIP“ nicht nur ihren Konferenzraum zur Verfügung, sondern auch Kaffee und Plätzchen auf den Tisch.

Eigentlich haben wir unsere lehrreiche Serie im Dezember-Heft abgeschlossen. Aber da haben wir nicht mit der breiten Protestwelle unserer Lesergemeinde gerechnet. Die Frage blieb nämlich unbeantwortet, wie sich Redaktionsmitglieder das umfangreiche Wissen, das zur Herstellung des HB-Magazins notwendig ist, angeeignet haben, und ob es überhaupt möglich ist, dass derart vorgebildete Macher auch noch etwas dazu lernen könnten.

Nun, liebe Freunde, das HB-Redaktions-Kollegium richtet sich nach dem Grundsatz „wer rastet, der rostet“. Besonders gefährdet von der Oxidation sind eben auch die empfindlichen Hirnwindungen. Deshalb ist die immerwährende Fortbildung angesagt. So auch am 17. Januar d.J., als unsere regelmäßige Redaktions-Sitzung am Mittwoch, einen wichtigen Besuch bekam. Ein Redakteur der Westfälischen Rundschau in Dortmund, Herr Peter Ring, eingeladen von der Seniorenbeauftragten der Stadt Unna, Frau Glaremin, kam, um uns

Herr Ring hat sich auf die für uns sehr ergebnisreiche Lehrstunde gründlich vorbereitet. Er analysierte die letzten drei HB-Hefte und ging dann Seite für Seite mit uns durch. Er sparte nicht mit Lob, den wir, von einem professionellen Journalisten stammend, gierig aufnahmen. Natürlich mussten wir auch seine konstruktive Kritik über uns ergehen lassen, die zum Ziel hatte, die ohne Zweifel hohe Qualität des Herbst-Blattes noch zu verbessern.

Wir stellten Fragen, Herr Ring beantwortete alle gewissenhaft und wir, eifrige Schüler, notierten alles fleißig in unsere Notizblöcke, wie es sich für richtige Zeitungsmacher gehört.

Einige Verbesserungen finden Sie schon in diesem Heft. Sie werden nicht auffallen und gerade das ist die Kunst des Journalismus: Alles soll daher kommen, als sei es völlig normal und mache keine Mühe. Aber, liebe Leser, das ist die einzige Täuschung, der sich der ehrenamtliche Journalismus bedienen darf.

Was heißt das eigentlich V. i. S. d. P.?

- von Brigitte Paschedag -

In jedem unserer Magazine taucht die Abkürzung **V. i. s. d. P.** auf, und immer wieder werden wir gefragt: „Was bedeutet das eigentlich?“
Hier ein par Vorschläge:

Verwirrt im Strudel der Politik.

Nein – Wir haben uns zu politischer Neutralität verpflichtet.



Verborgen im Schatten der Platanen.

Nein – vor dem Fässchen, in dem wir tagen, steht eine Kastanie, keine Platanen.

Verzweifelt im Suchen der Poesie.

Nein – wir schreiben meistens Prosa, nur in Ausnahmefällen Gedichte.



Verloren im Sturm der Polemik.

Nein – wir bemühen uns, nicht polemisch zu sein. Nur unser Esel macht da manchmal eine Ausnahme.

Verzweifelt im Sichten des Polizeiberichtes.

Nein – den haben wir ja gar nicht. Ausnahme: Diebstahl im Fässchen.

Vereinsamt im Staub der Prärie.

Nein – es war zeitweilig im Sommer sehr heiß. Aber Unna ist keine Prärie.



Verblasst im Schatten der Palmen.

Nein – Palmen gibt es bei uns kaum.

Vergessen im Sand des Po – Ufers.

Nein – in Italien tagen wir nicht.



Verliebt ins Spiel der Pantomimen.

Nein – Pantomime ist zwar schön, kommt bei uns aber nur selten vor.

Ja – was denn nun? Das Kürzel bedeutet:

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes.

So einfach ist das. Hätten Sie es gewusst?

